

**Auszüge aus der Eröffnungsrede von Dr. Uwe Degreif, Biberach anlässlich der Ausstellung Christine Fausel / Ariane Ehinger „Abbildung und Ahnung“ am 11.09.20 in der Galerie „Fähre“ Altes Kloster Bad Saulgau**

Sehr geehrte Eröffnungsgäste,

wie kann man ein malerisches Werk, das sich seit dem Ende der 1950er Jahre entwickelt – Stand heute sind das mehr als 60 Jahre –, wie kann man ein solches Werk in der gebotenen Kürze charakterisieren? Notwendigerweise behilft man sich mit Stilbegriffen – Spätexpressionismus, Gestische Abstraktion, Lyrische Abstraktion. Diese Begriffe sind zutreffend und sie kennzeichnen die Formensprache von Christine Fausel zu unterschiedlichen Zeiten. Charakteristischer ist aber die Veränderung ihrer Bildsprache, der fortwährende Wandel. Als ich in diesem Frühjahr die Anfänge kennenlernte, da stellte ich mir mehr als einmal die Frage, ob die Bilder aus den 2000er Jahren von derselben Künstlerin stammen. Man könnte sagen: Christine Fausel hat viele künstlerische Leben. Dabei ist ihr der Wandel kein Paradigma an sich, sie strebt nicht danach, sich immer wieder anders auszudrücken. Die Veränderungen stellen sich ein, selbst mit 70, 80 und noch mit 90 Jahren. Christine Fausel öffnet sich dem bildnerischen Prozess in einer Weise, dass sich ihr etwas mitteilen kann, was sich davor so noch nicht ausgedrückt hat.

Man kann ihr Schaffen z.B. danach einteilen wo sie malt: In den ersten 20 Jahren arbeitet sie vorwiegend im Freien. Sie stellt die Staffelei im Garten oder in der Landschaft auf und legt ohne Vorzeichnung los. Seit dem Ende der 1970er Jahre arbeitet sie fast ausschließlich im Atelier. Auch hier steigt sie ohne feste Vorstellung ins Bild ein. Für alle 60 Jahre gilt: „Ich arbeitete immer in Schüben, dazwischen gab es Monate und Jahre wo ich nicht malte.“

Man kann ihr künstlerisches Werk auch unter formalen Gesichtspunkten einteilen. Für mich sind vier Schaffensphasen unterscheidbar: Die erste Phase dauert vom Ende der 1950er Jahre bis etwa 1970. Die zweite Phase dauert von 1971 bis zum Ende der 1980er Jahre. Anfang der 1990er Jahre verändert sich ihre Formensprache erneut. Diese dritte Phase lässt sich bis etwa zum Jahr 2000 eingrenzen. Die Vierte währt bis heute. Das letzte Gemälde entsteht 2012, da ist Christine Fausel 86 Jahre alt, seitdem zeichnet sie.

Was charakterisiert die einzelnen Phasen? In der ersten Phase ist der Realitätsgehalt noch hoch. Man erkennt einen Garten, Tisch und Stuhl, Gebäude und Hügel in Italien. Es gibt viele Farben, die Jahreszeiten sind deutlich ablesbar. Der Horizont liegt hoch, unser Blick bewegt sich vom Boden in Richtung Himmel. Man spürt das Bestreben der Künstlerin etwas wegzulassen, zu reduzieren. Was auffällt: Die Dinge haben kaum Volumen, allenfalls ein leichtes Sich-Wölben. Sie scheinen auf einer Ebene zu liegen, quasi nebeneinander. Die Schwerkraft scheint aufgehoben, alles ist in ein kaum merkliches Schweben versetzt. Für die Künstlerin steht fest: Landschaft ist nichts Starres, sie ist etwas, das sich beständig hebt und senkt - Landschaft pulsiert.

In der zweiten Schaffensphase ab Anfang der 1970er Jahre tragen ihre Motive nicht nur einen Atem in sich, sondern auch ein Strömen. Farbflimmer bedecken die Leinwand, Licht breitet sich aus und legt sich über Pflanzen und Bäume. Die Dynamik innerhalb des Bildes verläuft jetzt eher von oben nach unten, als ob Wasser über einen Hang fließt oder kaskadenartig emporquillt. Alles scheint in Bewegung. Ausschnitte treten an die Stelle eines Überblicks. Manche Partie erschließen sich uns, manche nicht. Die Tiefenräumlichkeit ist fast ganz aufgegeben. Der Farbauftrag ist fleckenhaft, der Pinsel wandert von hier nach dort, springt, steht nie still. Insgesamt wird das Farbspektrum breiter und kräftiger. Der Eindruck von Landschaft verliert sich, es entstehen Naturimpressionen.

In der dritten Schaffensphase ab Ende der 1980er Jahre wird der Realitätsgehalt noch weiter reduziert. Zwar malt Christine Fausel zahlreiche Impressionen von ihren Reisen in die Südsee, nach Lappland und Japan, aber ohne die Bildtitel wären uns die imaginierten Situationen nicht vorstellbar.

Die Künstlerin verdichtet das Gewebe aus Pinsel- und Spachtelstrichen bis zur Undurchdringlichkeit. Als ob sie sich vor einem Dickicht aus Pflanzen befindet. Dazu muss es gar nicht dunkel werden, es ergeben sich kaum noch Durchblicke, öffnen sich kaum noch Räume. In jedem Bild hat man den Eindruck als ringe sie mit den Formen, sie überdeckt und übermalt sie mehrfach. Allmählich verstärkt sich der zeichnerische Zugriff. Linien starten im Irgendwo und sie enden im Irgendwo. Mit der Linie wendet sich der Blick der Künstlerin nach innen.

In der vierten Schaffensphase, die mit dem Jahr 2000 beginnt, wechselt ein rascher Farbauftrag mit formsuchenden Verläufen. An einer Stelle scheint etwas auf, an einer anderen zieht sich etwas zurück. Dunst hier, Lichtung dort. Die Aufmerksamkeit richtet sich noch stärker auf einzelne Bildpartien und nur noch selten auf die Gesamtheit der Bildfläche. Pinsel und Zeichenstift gehen eigene Wege. Die Oberfläche ist rau und verwittert, wie bei einer alten Putzfassade. Als ob etwas freigelegt wurde. Oder sie ist wie mit Mullbinden eingedeckt, wie trockengelegt und kleine Rinnsale hinterlassend. Die Farben haben nun nichts Jahreszeitliches mehr, aber noch immer liegt alles auf einer Ebene. Ihre letzten Gemälde aus dem Jahr 2012 wecken Assoziationen zu asiatischer Kalligrafie. Statt Farben erscheinen vielfach nur noch Färbungen.

Bislang war nur von Natureindrücken die Rede, dabei tritt ab 1990 die menschliche Figur ins Bild. Erst gelegentlich, dann häufiger, schließlich findet man sie in jedem Gemälde. Die Figur beginnt sich vor die Pflanzen zu schieben, sich schält sich aus einer unbestimmten Umgebung heraus. Wage erkennt man Köpfe und Schultern, Umrisse von Körpern. Einen, mehrere, gelegentlich viele. Sie neigen sich zu, wenden sich voneinander ab, kommunizieren, schweigen. Als Gruppe erscheinen sie stumm. Der Grund ihrer Begegnung ist uns nicht klar, es gibt keine Handlung, keine Erzählung, in die sie eingebunden scheinen. Stellenweise verdichten sie sich zu einem fast biblischen Geschehen oder als ob Geistwesen emporsteigen. Flüchtig Anwesende, manche wie im Vorbeigehen bemerkt. Christine Fausel schafft sie einer inneren Stimme folgend – mehr Andeutung als Gewissheit.

Spätexpressionismus, Gestische Abstraktion, Lyrische Abstraktion, in der Abfolge Raum für Raum in der Ausstellung zeigen sich uns die großen Veränderungen. Man erfährt, dass Christine Fausel nie an der Geometrie interessiert war, hingegen immer an der Bewegung. Bewegung stellt sich ein, weil sie beim Malen und Zeichnen nie in der Bildmitte beginnt, sondern stets von den Rändern her arbeitet. Und weil sie loslegt ohne eine konkrete Vorstellung von dem bald Entstehenden. Die weiße Leinwand, das weiße Blatt Papier, sie sind am Beginn für sie tatsächlich völlig unbeschrieben. Sie wird sie in vielen Stunden und Tagen füllen - im Zwiegespräch mit dem Unbekannten und im Experimentieren mit unterschiedlichen Materialien. Gefällig ist keines ihrer Bilder.